

Ringvorlesung «Wohn- und Lebensformen im Alter»,
Universität Zürich, Zentrum für Gerontologie, 14.11.2012, 18:15

Hans E. Widmer, Neustart Schweiz:

Sind neue urbane Nachbarschaften auch ein Modell für das Leben im Alter?

Guten Abend.

Mein Vortrag besteht aus drei Teilen:

Der erste Teil besteht aus Impressionen und Meinungen zum Thema und ist völlig unstrukturiert. Er dient der Einstimmung und zeigt schon ein bisschen, worauf ich hinaus will.

Der zweite Teil ist sehr strukturiert und beschreibt, warum und wie Nachbarschaften, so wie sie der Verein Neustart Schweiz propagiert, wichtig sein könnten für unsere Zukunft, für Alte und Junge.

Im dritten Teil werde ich auf das Potential und die Chancen eingehen, die das Leben in Nachbarschaften gerade für ältere Menschen haben könnte.

Teil 1: Spontane Reaktionen und persönliche Impressionen

Zuerst also einige Reaktionen zum Thema Wohnen im Alter. Bei den befragten Personen handelt es sich um Freunde und Bekannte um die 55.
Wohnen im Alter? Was würden Sie antworten?

„Ich mag gar nicht dran denken.“ Jürgen

„Infrastruktur, barrierefrei.“ Stefan

„Seniorenresidenz!“ Susanne

„Ich wohne jetzt schon wie im Alter.“ Markus

„Kinderlose Paare müssten sich zur gegenseitigen Unterstützung irgendwie zusammentun, weil sie ja keine Kinder haben, die sich dann um sie kümmern.“ Doris

„Nur keine Wohngemeinschaft.“ Christian

„Alterswohngemeinschaft!“ Marlies

„Wie wär’s mit dem Assistenzroboter Alias?“ Markus zeigt mir einen Artikel in der „Welt“

„Eher mit mehreren Generationen.“ Ann

„Gemeinschaftssessräume.“ Marcel

„Wie kann der nicht mehr benötigte Wohnraum reduziert werden?“ Hanswerner

„Urboloco.“ Martin (Was das ist, darauf komme ich im dritten Teil.)

„Hoffentlich mit Jungen!“ Daniel

Sowohl zum Thema Wohnen als auch zum Thema Alter gibt es eine grosse Vielfalt von individuellen Haltungen und Situationen. Wenn man beide Themen kombiniert, ist das Resultat völlige Unübersichtlichkeit. Was auffällt, ist, dass fast niemand allein wohnen will. Das kann allerdings auch mit der Person zu haben, die die Frage gestellt hat.

Es ist ein bekanntes Paradox, dass man sich um das Wohnen in Alter eigentlich kümmern sollte, wenn man noch gar nicht so alt ist. Aber leider hat man dann weder Zeit noch Lust, sich damit zu befassen. Realistischerweise müsste man ab 55 daran denken, doch die meisten konfrontieren sich erst nach der Pensionierung damit, wenn es schon fast zu spät ist selbst Projekte aufzubauen.

Glücklicherweise kümmert sich eine ganze Reihe von Behörden, Institutionen und Fachverbänden um das Thema. So das Wohnforum ETH, die Fachstelle Wohnen im Alter der Stadt Zürich, Wohnform 50+, die Age Stiftung, viele Gemeinden usw. Auch Wohngenossenschaften haben schon einschlägige Projekte realisiert.

An unsere Generation geht der Auftrag unsere Wirtschafts- und Lebensformen so einzurichten, dass für nachfolgende Generationen das Wohnen im Alter kein Thema mehr sein wird. Auch unsere Enkel werden einmal alt.

Im Rahmen der Konzeptentwicklung für maw (jetzt: Hunziker) habe ich ein Haus für ältere Menschen in einer neuen Genossenschaftssiedlung besucht. Es handelt sich um ca. 34 2-3 Zimmerwohnungen. Die Infrastruktur ist reichhaltig: ein grosser Gemeinschaftsraum mit modernster Küche, ein Kraftraum, ein Whirlpool, ein Computerzimmer, eine Bibliothek, eine Pétanque-Anlage. Die Waschmaschinen sind auf Sockeln montiert, sodass man sich nicht bücken muss. Die Backöfen sind auf Brusthöhe eingebaut. Alle Wohnungen sind mit Lift erschlossen und barrierefrei. Schwellenfreie Duschen. Jeder Bewohner ist zu drei Stunden Gemeinschaftsarbeit pro Woche verpflichtet. Es gibt ein Anschlagbrett, wo die Jobs mitsamt dem Foto der Verantwortlichen verzeichnet sind. Alles ist bestens eingerichtet und organisiert. Doch was uns bei unserem Besuch auffiel, war eine seltsame Leere. Alles bestens – aber niemand da! In der Tat klärte uns der Verantwortliche dahingehend auf, dass halt viele Paare gerade weg seien, in ihrem Rustico im Tessin, in einem Häuschen in der Innerschweiz oder in der Provence. Nur etwa ein Drittel sei jeweils überhaupt da. Das führe dazu, dass viele der Angebote nicht genutzt würden, und dass es gar nicht drei Stunden pro Woche zu tun gebe.

Dass die Alten nicht da sind, ist kein Wunder. Sie haben jetzt ja Zeit für lange Urlaube; und das Leben auf Mallorca, in Thailand oder Griechenland ist erst noch billiger. Im Winter gibt es Billigangebote auf Kreuzfahrtschiffen und in Hotels in Tunesien und am Roten Meer. Zudem haben wirklich fast alle Alten irgendwo noch ein Haus, man erbt solche Häuser in der Regel ja erst im Alter, weil die wirklich Alten noch älter werden.

Die Alten sind nicht da, und sie sind auch sehr mobil. In den USA fahren tausende in Campervans übers Land, auf Vava'u (Tonga) habe ich alte Paare getroffen, die ihr Haus verkauft und sich dafür eine Yacht angeschafft haben. Dutzende von solchen schwimmenden Alterswohnungen treffen sich dort, tauschen Krimis und Ersatzteile aus und segeln dann in Flotillen weiter zu einem Hafen, wo das Leben billig ist. Ein bekannter Ex-Regierungsrat treibt sich mit seinem Schiff auf Frankreichs Kanälen herum. Mein Vater bereist jedes Jahr mehrere Monate lang Südfrankreich mit seinem Wohnwagen – aber er ist auch erst 92 Jahre alt! Die Gogos sind überall! Die alte Vorstellung der Alten, die nur herumsitzen und jederzeit zur Verfügung stehen, können wir vergessen. Die heutige Generation der Alten ist die erste voll automobile Generation. Nur mit Gewalt lassen sie sich vom Steuerrad weggreissen. Sogar die Slowgos können sich so noch gut bewegen.

Was mir in jenem Genossenschaftsprojekt am meisten auffiel, war aber nicht nur die Leere, sondern eine gewisse Muffigkeit und Verlorenheit, obwohl das Gebäude architektonisch gelungen war. Ich sah gehäkelte Bauernbilder, Tiger-Gemälde von Rolf Knie, weinende Clowns, Boccalini, die üblichen Lavendelfelder und das Matterhorn. Kurz: ich hätte es in diesem Haus keine Sekunde ausgehalten.

Nun, über Geschmack soll man nicht streiten. Was mir klar wurde, war aber, dass Wohnen im Alter nicht eine Frage des gemeinsamen Alters, sondern der gemeinsamen Kultur ist. Das gilt natürlich für Wohnen überhaupt. Wenn die Kultur vieler heutiger Alter noch von Alois Zinsli und Vicco Torriani geprägt ist, so sehen wir uns eher als Mitbewohner von Leuten wie den Rolling Stones oder von Bruce Springsteen, der auch nicht mehr der jüngste ist. Vielleicht zieht auch Madonna bald bei uns ein. Lebensweise, Bildungsstand, Gastronomie, Musikgeschmack, politische Überzeugungen, vielleicht auch ethnischer Hintergrund (es gibt heute Altersheime für alte Italiener), oder der Lieblings-Fussballclub, sind viel wichtiger für ein mögliches Zusammenleben. Um diese kulturelle Diversität herstellen und leben zu können, wird es andere Formen des Wohnens brauchen, einen grösseren Rahmen – doch ich will nicht vorgreifen.

Und es wird gute Gründe geben müssen, um überhaupt da zu sein. Denn für Alte, die nicht da sind, gibt es auch kein Wohnen. Vielleicht werden wir die ersten nicht-automobilen Alten sein und mit unseren tollen Velos oder Rollbrettern aufschneiden...

Noch etwas möchte ich klarstellen: wie jedes Wohnen ist auch Wohnen im Alter zuerst eine Frage des Einkommens. Wer viel Geld hat, für den ist Wohnen, egal ob im Alter oder nicht, kein Problem. Er hat überhaupt keine Probleme oder keine, die ich ihm helfen möchte zu lösen. Was mich interessiert, das ist immer Wohnen im Alter für Menschen mit durchschnittlichem oder geringem Einkommen. Also soziales Wohnen im Alter. Dies umfasst etwa drei Viertel der Alten.

2. Teil: Commons und Nachbarschaften

Ich komme zum zweiten Teil und möchte bewusst ganz weit ausholen. Ich möchte hier von Dingen reden, mit denen wir mit den Jungen zusammen konfrontiert sind.

Ich rede von den Commons und den Nachbarschaften:

Unsere Wirtschaftsordnung basiert auf einem Missverständnis, das nun schon, je nach Theorie, 5000 oder 200 Jahre dauert. Dieses Missverständnis, das uns als Konkurrenten, Marktteilnehmer oder Dschungelkämpfer sieht, hat zu mindestens vier fundamentalen Krisen geführt, mit denen wir heute konfrontiert sind:

- System

Unser Wirtschaftssystem torkelt von Kollaps zu Kollaps, weil es von fundamentalen inneren Widersprüchen geplagt wird. Z.B. dem, dass wir Einkommen nur aus Arbeit beziehen können, dass aber Arbeit heute schon knapp ist und noch knapper wird. Diese Widersprüche werden immer wieder mit finanziellen Tricks zugekleistert, die regelmässig auffliegen: Finanzkrisen, Schuldenkrisen, Staatskrisen, Währungskrisen. Es funktioniert schlicht nicht.

- Ressourcen

Der Wachstumszwang, der im System angelegt ist, braucht die Ressourcen auf: Erdöl, Boden, Wasser usw. Wir verbrauchen bald zwei Planeten, haben aber nur einen. Hier das berühmte Krokodil der Energielücke: um 2020 ist Schluss.

- Klima

Der erhöhte Ressourcenverbrauch ruiniert die Biosphäre, vergiftet die Umwelt, das Klima kippt. Das Wetter spielt verrückt. Der Planet wird unbewohnbar.

- Ungleichheit

20 % verbrauchen 80% der Ressourcen, 1% besitzen gleich viel wie die restlichen 99%. Das BIP/Kopf in Bangladesh ist 100mal kleiner als unseres. Das Resultat sind soziale Konflikte, Bürgerkriege, Terrorismus, Fluchtbewegungen. Die Benachteiligten sind überall am Revoltieren. Sie klopfen an unsere Tür.

Diese vier Krisen – zu der man noch die drohende Ernährungskrise zählen könnte – bilden eine Megakrise, die in naher Zukunft zuerst zu einzelnen Zusammenbrüchen, dann zu einem generellen Kollaps führen muss. Während der Kollaps wahrscheinlich nicht mehr zu vermeiden ist (Club of Rome), können wir heute schon viel tun, um wenigstens eine weiche Landung vorzubereiten.

Wir müssen heraus aus einem instabilen System und zu einer neuen, vielfältiger abgestützten Haushaltordnung kommen.

Das neue Zauberwort heisst: Resilienz.

Wir müssen resiliente Strukturen schaffen.

Resilienz ist eine Eigenschaft von Systemen. Sie sorgt dafür, dass sie nach Krisen wieder auf die Beine kommen können, also krisentauglich sind.

Das heisst:

- transparent, kommunikativ, kooperativ, demokratisch

- modular, abkoppelbar, dezentral, lokal
- Ökodesign (Faktor 10 nach Stahel)
- angepasste Grössenordnungen
- kognitive Diversität, Vielfalt überhaupt, nicht nur ein System
- abgestuftes Engagement (verschieden intensive Beteiligungsformen. Nicht alle müssen alles machen.)

Resilienz ist nicht möglich ohne Kooperation.

Daher müssen wir unseren ökonomistisch verdrehten Blick neu einstellen. Statt als *Homo oeconomicus* mit der geschliffenen Machete in der Hand im Marktdschungel unseren Lebensunterhalt zu erobern und dabei den Dschungel und uns selbst kaputt zu machen, sollten wir davon ausgehen, dass von allem genug da ist, und dass es darum geht, es den Bedürfnissen entsprechend unter uns zu verteilen.

Alle Fachleute stimmen darin überein, dass es genug Nahrungsmittel gibt. Aktuell werfen wir 50 % vor dem Verzehr fort. Es gibt genug Energie für ein gutes Leben für alle, es gibt genug Wasser, genug Mineralien, vor allem wenn wir noch den Schrotberg dazu nehmen, der heute in Form von Autos noch herumfährt.

Kooperieren und Teilen ist ein sehr altes Verfahren, und die Menschen wenden es spontan an, wenn man sie nicht daran hindert. Das Modewort dafür heisst heute Commons oder Commoning, ein sozialer Metabolismus, der auf der Herstellung, Bewahrung und Nutzung von Gemeingütern beruht. Wenn man es genau anschaut, gehört dazu fast alles. Boden, Nahrung, Wohnen, medizinische Versorgung, aber auch immaterielle Dinge wie Wissen, Kultur, Know How. Allein schaffen wir praktisch nichts. Menschen kooperieren, wenn man sie lässt. Das belegt die Forschung. Sogar die Biologen anerkennen nun die Rolle der Kooperation in der Evolution.

Commons heisst:

- gemeinsam produzieren, gemeinsam konsumieren
- Teilen statt Tauschen
- Jeder trägt bei, was er kann, jede bekommt,
- was sie braucht.
- demiurgisches Prinzip (nicht konkurrierende Kleinunternehmen, sondern Delegierte)
- Einbettung kleinerer Commons-Kreise in grössere

Resultat:

grösserer individueller Nutzen
durch gemeinsame Nutzung

Die Commons können nicht als Selbstbedienungsladen funktionieren. In kleinen Gruppen können sie noch spontan funktionieren, zum Beispiel zu Hause oder in traditionellen Bauerndörfern. Heute brauchen sie definierte Strukturen, Institutionen, eine bestimmte Form. Die Nobelpreisträgerin Elinor Ostrom, die kürzlich verstorben ist, hat sieben Regeln für solche Institutionen der Commons aufgestellt. Ich zitiere sie immer wieder gerne:

Elinor Ostroms Regeln (Governing the Commons):

- 1) Klar definierte Grenzen und einen wirksamen Ausschluss von externen Nichtberechtigten.
- 2) Die Regeln bezüglich der Aneignung und der Bereitstellung der Allmenderessourcen müssen den lokalen Bedingungen angepasst sein.
- 3) Die Nutzer können an Vereinbarungen zur Änderung der Regeln teilnehmen, so dass eine bessere Anpassung an sich ändernde Bedingungen ermöglicht wird.
- 4) Überwachung der Einhaltung der Regeln.
- 5) Abgestufte Sanktionsmöglichkeiten bei Regelverstößen.
- 6) Mechanismen zur Konfliktlösung.
- 7) Die Selbstbestimmung der Gemeinde wird durch übergeordnete Regierungsstellen anerkannt.

Die Regeln sind nicht gerade „nett“, eher hart und fair. Es gehören nicht einfach alle dazu. Es geht nicht ohne Überwachung und Sanktionen. Es geht vor allem nicht einfach spontan. Ich möchte besonders auf Regel sieben hinweisen, die eine Einbettung kleinerer Module in grosse postuliert. Sie soll verhindern, dass lokale Lebenswelten sich abschliessen und schliesslich sogar miteinander in Konkurrenz geraten.

Sie sollen auch die 3 Bs neutralisieren, die viele heutige Alpkorporationen vergiften:

- Bestechung
- Bevorteilung
- Bedrohung

Ein gutes Instrument sind auch möglichst viele anonyme Abstimmungen. Vor allem in kleineren Genossenschaften.

Es gibt keine rein lokalen Commons. Darauf komme ich noch zurück.

Solche Institutionen sind nicht utopisch, es gibt es heute schon, in Form der Genossenschaften. Ich zitiere aus den Statuten einer bestehenden Genossenschaft:

„Die Genossenschaft bezweckt in gemeinsamer Selbsthilfe und Mitverantwortung ihren Mitgliedern preisgünstigen Raum für Wohnen, Arbeiten und öffentliche Nutzungen zu verschaffen und zu erhalten. Die Genossenschaft schafft nachhaltige Strukturen, welche selbstverwaltete, sichere, ökologische und gemeinschaftliche Wohn-, Arbeits- und Lebensformen ermöglichen.“

Wir haben ja das Jahr der Genossenschaften. Das Motto könnte lauten: *in gemeinsamer Selbsthilfe und Mitverantwortung*. Das funktioniert.

Hier geht es um das Gemeingut Wohnen, es könnte leicht auch auf Ernährung, Kleidung, Möbel, Unterhaltungselektronik, ausgeweitet werden. Im Falle der Ernährung kann folgender Zweckartikel Statuten der Inspiration dienen:

ortoloco:

„Landwirtschaft ist für uns ein Pflege- statt ein Business-Bereich. Wir produzieren saisonal und forcieren kein genormtes Gemüse. D.h. wir ernten, was es gibt, nicht was sich finanziell lohnt. Wir entziehen einen wichtigen Lebensbereich der Spekulations- und Profitsphäre und wirken damit der vorherrschenden Wirtschaftslogik mit ihrem Wachstumszwang entgegen. Wir setzen eine mögliche alternative Wirtschaftsorganisierung um, die auf produktiver Kooperation statt auf kontraproduktiver Konkurrenz basiert.“

Der Zusammenbruch des marktwirtschaftlich dominierten Systems braucht uns keine Angst zu machen. Für einen Übergang sind alle nötigen Institutionen schon bereit oder werden gerade experimentell erprobt. Es geht dabei nicht darum, das heutige System einfach durch ein anderes zu ersetzen. Für eine systemische Stabilität braucht es im Gegenteil mehrere unabhängige Kreisläufe.

Ich sehe hier – ganz pragmatisch – folgendes Szenario für eine Abwicklung:

Für die Infrastruktur und die Herstellung existentiell notwendiger industrieller Güter kann der heutige Staat zu einer Institution einer umfassenden öffentlichen Dienstleistung umgebaut werden. Er würde als Quasi-Genossenschaft noch weiter ausgebaut. In der jüngsten Krise haben wir erlebt, wie genau dieser anti-liberale Sündenfall überall eingetreten ist. Sogar in den superliberalen USA wurde die Autokonzern GM vom Staat übernommen und gerettet. Bei uns machten wir das mit der UBS. In den 30-er Jahren übernahm die Stadt Zürich den damals grössten Industriebetrieb, Escher-Wyss. In der Landwirtschaft hat der Staat schon lange die Regie übernommen, im Gesundheitswesen sowieso.

Im Unterschied zur sozialistischen Kommandowirtschaft, deren Scheitern uns immer noch als Schreckgespenst vorgehalten wird, geht es hier um eine demokratisch organisierte Struktur, die sich auf die Bedürfnisse aller Beteiligten abstützt, die transparent ist und auf öffentlicher Rechnungslegung basiert. In der Schweiz funktioniert das gut, wo der Staat allerdings autoritär regiert wird, ist das Scheitern programmiert.

Die so genannte Staatsquote, der heute schon um die 40 % beträgt (Frankreich 56%), würde vielleicht auf 65 % ansteigen – absolut aber schrumpfen. Auch das Ausmass der heutigen öffentlichen Dienstleistungen ist nicht zukunftsfähig. Der Genossenschaftsstaat würde nur jene Aufgaben übernehmen, die lokale Gemeinschaften nicht erbringen können. Es gilt das Subsidiaritätsprinzip.

Als zweites Standbein einer Postwachstumsgesellschaft sehe ich Subsistenzgemeinschaften auf Nachbarschaftsebene, die zugleich die Nahrungsmittelproduktion erbringen. Dazu später noch mehr. Dieser Kreis kann um einen Sechstel der wirtschaftlich notwendigen Leistungen erbringen.

Als dritter Sektor bleibt der Rest. Ich nenne das den kreativ-kooperativen Sektor, der nur ökologische und soziale Rahmenbedingungen einhalten muss, sonst aber frei agieren kann. Wenn der Lebensunterhalt gesichert ist, entsteht ein von ökonomischen Zwängen – zum Beispiel Rendite – befreites Spielfeld, wo verschiedenste Produktions- und Austauschformen erprobt werden können: Geschenke, Open Source, offene Werkstätten, Reparatur-Cafés, Tauschmärkte, Jahrmärkte, Basare usw.

Selbstverständlich sind diese drei Kreise territorial verankert: der Genossenschaftsstaat funktioniert am besten auf mittelgrossen Territorien, die verkehrsmässig ohne grossen Energieaufwand integriert werden können. Direkte Demokratie braucht kleinere Länder wie die Schweiz, Griechenland, Estland, Sri Lanka usw. Hier kann die politische Eigendynamik nicht so leicht ausser Kontrolle geraten. Das Misstrauen vieler Bürger in Grossnationen, gegenüber Washington, Berlin oder Paris, ist durchaus berechtigt.

Statt Grossnationen brauchen wir eher subkontinentale oder globale Zweckverbände, die auf der Basis von Genossenschaften, deren Mitglieder kleine Länder sind, aufgebaut werden können. Nur in einem solchen Rahmen können High Tech-Produkte und gewisse industrielle Module effizient hergestellt werden. Ob wir es schaffen werden, globale Organe entwickeln zu können, hängt wesentlich von der Demontage von Grossnationen und der Demokratisierung in kleineren Territorien ab. Die EU sollte gerade dies zu ihrem Programm machen. Vielleicht braucht sie dafür eine Neugründung, an der wir uns dann gerne beteiligen werden.

Die Dreiteilung der Commons ist notwendig um keine einseitigen Abhängigkeiten aufkommen zu lassen. Weder soll der Staat allzu mächtig werden – auch wenn er schlanker und demokratischer wird, noch soll die Subsistenz der Nachbarschaften isoliert funktionieren. Und ein unregulierter Rest sorgt dafür, dass immer wieder neue Impulse gegeben werden können.

Unser altes Betriebssystem basiert darauf, dass das Kapital wachsen muss, aber nur wachsen kann, wenn es sich über einen Umweg durch den Konsum verwertet. Der Konsum geht letztlich durch unsere Haushalte, weil dort unsere Einkommen anfallen. Der Konsum in den Haushalten ist der Jungbrunnen des Kapitals, das sich so erhält und erneuert.

Wohnen macht 24,4 % unserer Umweltbelastung aus, die Ernährung 28 %, die private Mobilität 12,2 %. Das ist 2/3 unserer Umweltbelastung – es lohnt sich, da anzusetzen.

Als erste viel versprechende Institution der Commons sehe ich daher die Nachbarschaften, wo sich ja die Haushalte befinden. Sie sind der Rahmen, wo Konsum reduziert werden kann, ohne dass der Wohlstand sinkt. Was ist eine Nachbarschaft?

In Städten handelt es sich um möglichst dichte Nahbereiche, wie hier in einem idealisierten Modell: ein Hektar gross, 6 bis 8 Stockwerke hoch, mit einem schönen, grossen Innenhof.

Die Nachbarschaft, wie wir sie vorschlagen hat nicht bloss mit Freizeitaktivitäten zu tun, sondern sie ist ein logistischer Terminal, ein hauswirtschaftliches Modul, eine relokalisierte Bündelung verstreuter Lebensfunktionen, kurz: was man heute ein Aparthotel nennen würde.

Dazu muss sie relativ gross sein – um die 500 BewohnerInnen, 200 Wohnungen. Wichtig ist ihre Verknüpfung mit einer landwirtschaftlichen Fläche von ca. 80 ha im Umkreis von 20 bis 50 Kilometern. Zur Grösse möchte ich nur ein paar Stichworte geben: für eine soziale Stabilität braucht es eine gewisse minimale Grösse. Damit Kommunikation gelingt, darf sie nicht zu intim sein, es müssen sich interne Gemeinschaften bilden können. Andere Vorteile betreffen die Bereiche Betriebswirtschaft, Arbeitsteilung, Ökologie, bestehende Strukturen, Bauökonomie.

Für den Landverbrauch ist eine vermehrt vegetarische Ernährung entscheidend, aber auch mit einer reduzierten Tierproduktion geht es noch gut. Es ist zudem nicht nötig, dass die Schweiz sich vollständig mit Nahrungsmitteln versorgen kann, es geht um den mitteleuropäischen Raum, Importe bleiben möglich – wenn sie fair sind.

Für eine direkte Lebensmittellogistik braucht es ein Lebensmitteldepot von rund 400 m² und eine grosse Küche. Die Frage stellt sich: warum müssen wir uns jetzt auch noch auf dieser Ebene selbst mit Nahrungsmitteln versorgen? Das hat mit der besonderen Eigenschaft der Landwirtschaft zu tun, die eigentlich kein Wirtschaftszweig ist – und als solcher auch schlecht funktioniert, sondern eher mit der Kindererziehung verglichen werden kann. Die Herstellung von Lebensmittel gehört zur Care-Economy, wie ortoloco das betont. Diese Sorge für Boden, Pflanzen und Tiere kann nur in erster Person wahrgenommen werden, sie kann nicht ganz delegiert werden. Zudem ist die vertragslandwirtschaftliche Anbindung von Bauernbetrieben an urbane Nachbarschaften logistisch ideal. Es geht um ein Umsatzvolumen von (heute) 1,5 Millionen Franken, um ein Transportvolumen von knapp einer Tonne pro Tag. Aber das ersetzt eine Logistikkette, die heute über Verteilzentren, energieintensive Supermärkte, den Weg zu diesen usw. reicht.

Dies ist ein plausibler Vorschlag für ein Mikrozentrum von etwa 1200 m². Es bietet eine lockere Sozillandschaft mit verschiedenen Funktionen, mit Nischen und mehreren ein- und Ausgängen. Man kann sich treffen oder aus dem Weg gehen.

Das Mikrozentrum ist nicht eine Kollektion von Kleinbetrieben, sondern direkt Teil der Genossenschaft. Sie wird von Geranten und Freiwilligen betrieben. Es geht also nicht um eine nostalgische Wiederbelebung des Kleingewerbes, dessen Zeit unwiderruflich vorbei ist. Welche Metzgerstochter will heute noch Metzgerin, welcher Bäckerstsohn noch Bäcker werden? Eine kleingewerbliche Logistik würde zudem unendliche Zielkonflikte zwischen Konsumenten und Inhabern provozieren und eine Profitlogik gerade dort einführen, wo schon lange keine Profite mehr gemacht werden können.

Diese neue Nachbarschafts-Institution bietet etwa den Komfort eines Viersternhotels. Ein grosses Zimmer, geheizt, Dusche, Balkon, gediegene Ausstattung. (Man kann diese Zimmer auch zu kleinen Wohnungen zusammenschliessen – falls man dem eigentlich abwegigen Konzept Wohnung noch etwas abgewinnen kann.) Sie hat vielleicht sogar einen internen Swimming-Pool, wie die Sargfabrik in Wien oder die Siedlung Halen bei Bern, diverse Lounges, Bibliotheken, einen Gourmet-Shop mit Take-Away, einen Computerraum, eine Wäscherei, Coiffeur, Billard, Fumoir und Humidor, einen reichhaltigen Kostümverleih für Alltag und Feste. Mir schwebt die neue ökologisch-klassische Periode vor. Das ganze Potential dieses Modells zeigt sich, wenn man sich vorstellt, dass es ja nun alle 200 Meter ein solches Mikrozentrum gibt, und ein Austausch unter ihnen frei möglich ist.

Es gibt hier jeden Tages frisches Gemüse, 40 Tomatensorten, Eier von glücklichen Hühnern und noch glücklicheren Bauern, frisches Brot, genug Zeit für neue Rezepte, neue Soufflés, neue Pasteten, neue Würste. Wie eine junge Köchin im Blick jüngst sagte: die perfekte Karotte ersetzt den langweiligen Kaviar. Aus Suffizienz wird ein neuer Luxus. Wenn man's richtig macht.

Um etwas illustrativer zu werden, haben wir versucht eine Modellnachbarschaft zu skizzieren, die als ein Biotop eines nicht-konsumistischen Lebensstils funktionieren könnte. Für Details verweise ich auf diese erste Broschüre.

Je nach dem eignen Sie sich für einen Lebensstil, der auf Suffizienz beruht oder eben nicht. Die oben beschriebene Nachbarschaft würde heute einen Energiebedarf von 1008 Watt erfordern.

Als wir jüngst von der 1000 Watt-Gesellschaft, wurde das Schreckensbild einer Rückkehr in die Steinzeit an die Wand gemalt. Ich finde, dieser Lebensstil ist sehr komfortabel. Mindestens drei Mal besser als in meiner Jugend in den fünfziger Jahren, als schon einmal die die 1500 Watt-Gesellschaft herrschte, wenn man erfolgte Effizienzsteigerungen einrechnet. Ich erinnere mich noch gut daran, dass uns damals nicht die Watt fehlten, sondern Gemeinschaft, Selbstbestimmung, kulturelle Entfaltungsmöglichkeiten.

Ohne diesen ersten Kreis einer auf den Commons basierten Gesellschaft hat der ganze Rest kein Fundament und er stürzt immer wieder ein. Ohne diesen elementaren demos (Gemeinde) gibt es keine Demokratie. Der wesentliche Punkt beim Umbau unserer Siedlungen zu multifunktionalen Nachbarschaften ist daher die Partizipation der Genossenschafter in erster Person. Wenn es den Menschen nicht einleuchtet, dass ihre Mitwirkung in diesem Kreis wichtig, ja schicksalsentscheidend, ist, dann degenerieren Nachbarschaften zu Verwaltungseinheiten, und geht die demokratische Essenz verloren.

Die Partizipation kann jedoch nicht erst nach der Einrichtung von Nachbarschaften beginnen, sie ist vorher schon unabdingbar. Nur wenn man etwas selbst bestimmt und gemacht hat, identifiziert man sich damit. Eine lebendige Nachbarschaft ist das Resultat einer Geschichte. Was wir brauchen ist so etwas wie eine Neubesiedelung der Schweiz. Eine der Aufgaben von Neustart Schweiz besteht gerade darin, wieder Menschen zusammenzubringen, die bereit sind für einen partizipativen Prozess. Bei der Motivation zur Mitarbeit im Kleinen ist eine Motivation, die sich aus dem ganz Grossen nährt, unentbehrlich. Wir bauen die Welt um, und Du stehst dann im Lebensmitteldepot und schleppst die Gemüseboxen herum. Für weniger machst Du's nicht lange.

Weitere Kreise erwähne ich nur: ausgebaute Quartierzentren in Velodistanz, eine Raumplanung, die commons-tauglich ist, die Gestaltung eines Territoriums, das relokalisiert nachhaltig funktionieren kann. Ein solches Quartier würde 10 bis 40 Nachbarschaften umfassen und als erste Filiale der öffentlichen Dienstleistungen fungieren.

Dieses Commons-Modul muss relativ gross sein – um die 15'000 Bewohner – damit es eine genügende Palette von öffentlichen Dienstleistungen bieten kann. Ein Quartier ist keine Nachbarschaft, eine Nachbarschaft kein Quartier. Ein Quartier – oder eine kleine Stadt auf dem Land, ist eine politische Grösse. Es garantiert öffentliche Dienstleistungen.

Ein besonders aktuelles Konzept sind Agroquartiere, also Stadtquartiere, die direkt mit dem angrenzenden Land verknüpft werden. Ideen gibt es dafür in Genf und für den Flughafen Dübendorf.

Die nächste Einbettungsstufe sind Regionen, etwa sieben in der Schweiz.

Wichtig ist hier die Wiederherstellung der Spannung zwischen einer Technozone und einer Art Abenteuerpark in den Alpen. Da kann man sich dann Ferien in Afghanistan sparen. Merkwürdigerweise widerspricht all dies den Konzepten des Bundesamts für Raumplanung überhaupt nicht. Die reale Entwicklung läuft allerdings in die entgegengesetzte Richtung.

Für einen Amerikaner wäre die Schweiz eine Gartenstadt namens Genfhorn, mit verdichteten, urbanen Knoten und aufgeräumt, damit auch etwas vom Garten übrig bleibt.

Ich möchte damit meine Skizzierung einer neuen Haushaltordnung, die auf den Commons basiert, abschliessen. Viele Fragen sind noch offen. Ich verweise auf meine Broschüre Kartoffeln und Computer. Wir werden experimentieren müssen. Die Diskussion hat weltweit begonnen, es gibt überall konkrete Ansätze und Projekte.

Wir müssen da raus und wir werden es schaffen. Wenn nicht für uns, dann für unsere Enkel oder Grossnichten und –neffen.

3. Teil: Potentiale und Chancen für das Wohnen im Alter in Neustart-Nachbarschaften

Vielleicht haben Sie sich während meiner Ausführungen die ganze Zeit gefragt: und was bedeutet das für die Alten? Wenn Sie das getan haben, werden Sie von selbst auf die gleichen Ideen gekommen sein, wie ich sie nun skizzieren werde.

Und noch eine Vorbemerkung: ich rede ganz bewusst von Potentialen und Chancen. Ob eine Nachbarschaft funktioniert und ob sie gerade für die Alten ein spannendes Leben bietet, hängt ganz von den Menschen ab, die sie machen. Nachbarschaften sind kein Rezept, sondern nur eine gute Vorlage: es kommt ganz darauf an, was man jeweils daraus macht. Sie können öde und leer sein, oder lebendig und bunt, alles hängt von den Menschen ab.

Nachbarschaften sind relativ gross, und das ist für uns Alte wichtig, zum Beispiel aus demographischen Gründen.

Wie viele Alte hätte es denn im Schnitt in einer solchen Nachbarschaft?

Das Bundesamt für Statistik gibt uns die aktuellsten Zahlen für 2011:

	in Tausend	in % ¹
Total	7954.7	*
Männer	3922.3	49.3
Frauen	4032.4	50.7
0-19 Jahre	1642.5	20.6
Männer	842.9	51.3
Frauen	799.7	48.7
20-39 Jahre	2120.1	26.7
Männer	1069.4	50.4
Frauen	1050.7	49.6
40-64 Jahre	2826.9	35.5
Männer	1419.8	50.2
Frauen	1407	49.8
65-79 Jahre	982.9	12.4
Männer	455.6	46.4
Frauen	527.3	53.6
80 Jahre und älter	382.3	4.8
Männer	134.5	35.2
Frauen	247.8	64.8

1) Altersgruppe: der Gesamtbevölkerung; Männer/Frauen: der jeweiligen Altersgruppe

Oder zusammengefasst:

0-19	20%	100
20-39	27%	135
40-64	35%	175
65-75	12%	60
80	5%	25 = ca. 85 alte Personen, davon fast 2 Drittel Frauen

Das heisst, wir haben genug Alte, um für sie sinnvoll investieren zu können. Es gibt auch genug Alte, die trotz ihrer kulturellen Diversität noch Gruppen bilden können. Da viele Alte, vor allem Frauen, Singles werden, sind gemeinschaftliche Infrastrukturen – zusammen mit den Jungen – besonders wichtig.

Eine Nachbarschaft ist von sich aus ein Mehrgenerationengebilde. Ein Mehrgenerationenhaus hingegen ist eher riskant. Verschiedene Generationen haben verschiedene Bedürfnisse, wenn sie in einem einzigen Haus Platz haben sollen, entstehen nur unnötige Reibungsflächen.

Hingegen ergänzen sich die Generationen im Rahmen von Nachbarschaften ideal. Die gemeinsame Identifikation basiert auf der Nachbarschaft, nicht dem einzelnen Haus. Es gibt im Innern der Nachbarschaft verschiedene Möglichkeiten, wie Generationen zusammenleben können.

Auf Grund unserer Erkundungen bei andern Genossenschaften und Projekten sind wir zum Beispiel in der Hunziker-Siedlung zu folgenden Schlüssen gekommen:

- es geht nicht darum Alterswohnungen zu bauen, sondern genug kleine Wohnungen, die barrierefrei sind und sowohl für Alte wie auch Paare oder Singles im Allgemeinen geeignet sind. Damit sind wir davon abgekommen wie viele Genossenschaft nur so genannte Familienwohnungen zu bauen. Familien machen nur einen Viertel der Bevölkerung aus.
- wir bauen ein Haus nur mit kleinen Wohnungen, dafür mit einem Literatur-Café+Bibliothek im Erdgeschoss. Hier werden wahrscheinlich Alte oder kinderlose Paare wohnen. Es ist also nicht ein Altershaus, sondern ein Nicht-Familien-Haus. Für Familien gibt es genügend Wohnungen in anderen Häusern der Siedlung. Es ist eben doch so, dass bewusst kinderlose Paare oder Alte, die lange genug für Kinder gesorgt haben, ein ruhigeres Haus brauchen. Im Café können sich dann wieder alle Literaturinteressierten treffen: Lesen macht keinen Lärm.
- Alte Paar oder Singles können also wählen, ob sie irgendwo in der Siedlung in einer kleinen Wohnung wohnen wollen – mitten im Trubel von Familien – oder ob sie im ruhigen Haus zusammen etwas machen wollen. Sie können natürlich auch in einer der WGs oder Clusterwohnungen wohnen, wenn sie die guten alten WG-Zeiten der Siebzigerjahre wieder aufleben lassen wollen, samt Koch- und Putzplänen an der Kühlschranktüre.
- Was die Siedlung zusammenhält ist nicht das gemeinsame Wohnen (das ohnehin viele Konflikte generiert), sondern eine Infrastruktur, die jener des oben skizzierten Mikrozentriums entspricht: Gemeinsamer Laden, gemeinsame Landwirtschaft, gemeinsames Restaurant, gemeinsame Bibliothek usw. Das Prinzip ist also: beim Wohnen Privatsphäre und Generationenbedürfnisse wahren, in der Infrastruktur aber mischen. Ich meine: gibt es etwas Öderes als Restaurants in Altersheimen, wo nur Alte sitzen? Da flieht man doch lieber in die Migros-Restaurants.

Auch eine Infrastruktur allein hält eine Nachbarschaft nicht zusammen: das kann nur das gemeinsame Ziel, alternative resiliente Strukturen für eine lebenswerte Zukunft aufzubauen. Ohne Ziele gibt es keine Identifikation. Ohne mehr als wohnen gibt es schon bald kein Wohnen mehr.

Eine Nachbarschaft bietet eine ganze Palette von Betätigungs- aber auch von Rückzugsmöglichkeiten, für Alte wie für Junge. Die Beteiligung von Pensionierten ist vor allem wichtig, weil sie jene Zeiten abdecken können, während derer die Berufstätigen weg sind: Nachmittage, Schulferien. Als Pensionierte machen wir ja bewusst Reisen im Frühling und Herbst, wenn keine Schulferien sind: die Hotels sind günstiger, es gibt weniger Rummel. So bleibt der Laden offen, funktioniert das Restaurant.

Ich zähle einige Betätigungsmöglichkeiten für ältere Menschen auf:

- Kinderbetreuung (es gibt in einer Nachbarschaft ca. 50 Kinder unter 10 Jahren)
- Nachhilfe, Aufgabenhilfe, Kurse
- Lebensmittelverarbeitung (Einmachen, Backen, Rüsten)
- Lebensmitteldepot (Kasse, Nachfüllen, Inventur)

- Restaurant, Café (Kochen, Buffet oder Service)
- Secondhanddepots (Kleider, Möbel)
- Reparaturen, Unterhalt (Kleider, Möbel, elektrische und andere Apparate)
- Buchhaltungen, Revisionen
- Einspringen, wenn Not am Mann oder der Frau ist
- Bienen, Kaninchen, Hühner
- Kräutergärten
- Mitarbeit in der Landwirtschaft
- Bibliothek
- Mitarbeit in Kommissionen und Gremien
- Organisation von Veranstaltungen, Konzerten, Ausflügen, Reisen
- Film, Lesungen, Cabaret, Chor
- usw.

Reinigungsdienste, Verwaltung, Hausdienste im Allgemeinen, eignen sich weniger für nicht-professionelle Mitarbeit. Das gilt auch für Betreuungsdienstleistungen im engeren Sinn, wie Spitex, Haushalthilfe oder gar Pflegedienste, die professionell und am besten von Aussenstehenden und als Quartieraufgabe wahrgenommen werden. Man könnte sich auch vorstellen, dass solche Dienste, wie auch Krippen oder Horte, unter Nachbarschaften ausgetauscht werden. Die eigenen Kinder sollen ja nicht im gleichen Haus in den Kindergarten gehen. Distanz ist gut zur Wahrung der nötigen Privatsphäre. Es geht dabei einerseits um Qualifikation als auch um Diskretion: wer will schon, dass ihm der Nachbar die Wohnung putzt oder den Verband wechselt?

Nachbarschaftliche Hilfe ist selbstverständlich immer möglich und wird im Rahmen der multifunktionalen Nachbarschaften ideal unterstützt: man kennt sich und hilft sich. Das funktioniert wie in einem idealen Dorf.

Was die Landwirtschaft betrifft, so sind die Alten besonders gefragt im Sommer, wenn Familien mit Kindern schulferienbedingt weg sind.

Klar, werden Sie sagen, es gäbe in solchen integrierten Nachbarschaften genug zu tun für uns Alte, aber wollen wir das überhaupt? Haben wir wirklich 40 Jahre gearbeitet und uns auf den Ruhestand gefreut, um nun plötzlich wieder anpacken zu müssen? Auch in dieser Beziehung hilft die Grössenordnung. Wenn alle 350 Erwachsenen einer Nachbarschaft sich nur 2 oder 3 Stunden pro Woche beteiligen, dann kann die ganze Infrastruktur, unterstützt natürlich von normal Bezahlten, ohne weiteres und sehr günstig betrieben werden. Die Alten müssen nicht mehr als ihren Anteil leisten. Weil sie mehr Zeit haben, können sie ihren Beitrag flexibler

gestalten: vielleicht arbeiten sie einmal eine ganze Woche im Laden mit und haben dann eine ganze Jahreszeit frei. So erhöhen sie die Flexibilität des gesamten Nachbarschaftshaushalts. Und: wenn wir nicht mehr mögen, dann mögen wir nicht mehr. Ich habe ganz Alte in meinen Schätzungen betreffend notwendige Mitarbeit gar nicht einbezogen. Ein wichtiger Beitrag der Alten besteht nur schon darin, überhaupt da zu sein.

Schliesslich will ich nicht vergessen zu erwähnen, dass die Alten in einer Nachbarschaft nicht nur geben, sondern auch bekommen. Was sind die besonderen Vorteile für sie?

- Nähe (alles nah)
- Alltagsinfrastruktur in Pantoffeldistanz (auch „Heimat“ genannt)
- Gemeinschaft oder Privatsphäre à discrétion und à la carte
- Mahlzeitendienst im Haus
- eine eingespielte Pflege- und Notfallorganisation
- kulturelle Entfaltungsmöglichkeiten
- Kontakt mit allen Generationen muss nicht organisiert werden, sondern ist gelebter Alltag
- zusätzliche Existenzsicherung
- Krisenresistenz
- Sicherheit (belebte Räume, keine anonymen öffentlichen Räume)
- günstiges, weil räumlich angepasstes Wohnen (mehr als ein Drittel der Alten wohnt heute in schwach belegten Wohnungen, d.h. hat drei Zimmer zuviel; Huber)
- Wellness-Angebote (im Bademantel zum Dampfbad)
- Beistand bei Krankheit oder Sterbefällen (gerade für Kinderlose)

Das reichhaltige Leben in der Nachbarschaft ist ein Grund, wieder mehr zu hause zu sein. Wozu nach Tunesien reisen, wenn sie einen Swimming-pool mit Wellnesszone hat? Einen Billiard-Raum? Einen Bauernhof mit Gästezimmern?

In einem Nachbarschaftskontext sind alte Menschen nicht nur eine Belastung, sondern sozusagen Apps auf zwei Beinen. Sie können ihre Erfahrungen, vor allem im zwischenmenschlichen Bereich, einbringen. Als Vermittler oder Mitglieder von Schlichtungskommissionen sind sie wertvoll, weil sie doch schon einiges gesehen haben und eine gewisse Entspannung bringen können. Umgekehrt brauchen sie vielleicht Seniorsupport in Computerfragen. Wer einmal Lehrer war wie ich, setzt gerne ein paar Stunden ein um einmal einen Aufsatz zu korrigieren oder den subjunctif zu erklären (der ändert sich nicht so schnell), dafür bekommt man dann Hilfe beim Putzen (der unteren Schubladen).

Wir Alten können das Lebensmitteldepot beim Kauf von Weinen und Schnäpsen beraten: auch da ist lange und ausgiebige Erfahrung nötig. Wir Alten haben Beziehungen zu Ämtern und Parteien und können Jüngeren beim Aufbau von Projekten helfen – eine Art Vitamin-B-Büro.

Schliesslich haben wir Alten oft auch Geld, das wir in Nachbarschaftsgenossenschaften sogar noch profitabler und sicherer anlegen können als in dubiosen Aktien. Unsere eigene Nachbarschaft ist auch ein sinnvoller Empfänger für Legate, wenn keine Pflichtanteile mehr bestehen.

Hier müsste man sich auch einmal überlegen, wie man die 750 Milliarden Pensionskassengelder sinnvoll einsetzen könnte.

Noch einmal möchte ich betonen, wie wichtig die Grössenordnung einer Nachbarschaft ist. Das nicht nur, weil sie erst die neue Lebensqualität in der Nähe bieten kann, sondern auch aus einfachen betriebswirtschaftlichen Gründen, die vielleicht für einige Anwesende, die in Behörden oder Genossenschaftsvorständen sitzen, ausschlaggebend sind. Wenn wir 80 Alte nachbarschaftlich vernetzen können, dann lohnen sich bestimmte Investitionen erst, dann sind Betreuungsangebote, die natürlich professionell erbracht werden müssen, bezahlbar, dann ist die Rotation der Wohnungen gewährleistet (damit nicht Vierzimmerwohnungen von Witwen besetzt werden).

Ich möchte hier aber warnen, nicht übers Ziel hinauszuschiessen. Nicht alle Aufgaben werden sinnvollerweise in Nachbarschaften gelöst. Dienste wie Spitex, Pflegeheime, Apotheken, Ärzte, Abdankungen, Bestattungen usw. gehören auf Quartier- oder Stadtebene.

Nachbarschaften sind kein zweites Sozialamt. Sicher können sie zusätzliche Entlastungen bringen, aber sie sind kein Sparprogramm. Wenn sie Einsparungen erbringen, dann nur weil eben zuerst Investitionen getätigt wurden.

Gogos, Slowgos und Nogos können in angemessen grossen Gruppen in der Nachbarschaft leben und allenfalls unterstützt werden. Für meine Generation ist dieser Aspekt wichtig: wir haben nicht 30 Jahre für Autonomie gekämpft, um schliesslich institutionelle Betreuungsoffer zu werden.

Und noch etwas: nicht alle Menschen, und daher auch nicht alle Alten, müssen oder wollen in Nachbarschaften wohnen. Wenn nur 30 % das tun, dann wäre unsere gesellschaftliche Struktur schon radikal verändert. Wer lieber allein auf dem Land in einem Häuschen wohnt, dort bleibt, wo er ist und mit niemandem etwas zu tun haben will, der soll das – wenn er alle Kosten selbst trägt - tun können. Wir brauchen auch Einzelgänger, Eremiten und Sonderlinge. Sie haben sogar Platz in Nachbarschaften.

Ich habe schon darauf hingewiesen, dass es in 90 % der Fälle darum gehen wird, bestehende Nachbarschaften in neue, multifunktionale, commons-taugliche Nachbarschaften umzurüsten. Wir schlagen einen relativ einfachen und übersichtlichen Eingriff in bestehende Nachbarschaften vor, um den Umbau prozesshaft anzuregen. Dieser Vorschlag heisst *urboloco*.

urboloco kann in Neubauten, aber auch in ein bis drei Häusern in bestehenden Nachbarschaften implantiert werden. *Urboloco* leistet mindestens drei Sachen:

- es entstehen altersgerechte Wohnungen dort, wo alte Menschen schon wohnen, etwas gebündelt
- die Durchmischung wird gefördert durch den Einzug von sehr jungen Menschen
- -eine gemeinsame Infrastruktur – Mikrozentrum – für die ganze Nachbarschaften entsteht, getragen von den zwei Generationen, die am meisten freie Kapazitäten haben

urboloco wäre initiativtauglich – das heisst Gemeinden oder Kantone könnten Kreditlinien und Unterstützung/Beratung für Nachbarschaften anbieten, die solche Projekte realisieren wollen.

Sie haben sicher noch viele andere Ideen, wie wir Alte in Nachbarschaften wohnen und leben könnten.

Nun möchte ich noch ein paar Hinweise loswerden.

Wenn Sie sich allgemein für kooperative Lösungen einsetzen wollen, dann sind Sie willkommen bei NeustartSchweiz.ch, einer unabhängigen Bürgerinitiative, die eine Art Volkslobby und Think Tank für eine auf Commons basierte Gesellschaft sein will. Es gibt eine web-site, wo Sie alles Wichtige erfahren.

In Zürich hat die Regionalgruppe von Neustart Schweiz eine Genossenschaft gegründet, sie heisst Nena1.ch – Neustadtnachbarschaft 1 - , die das Ziel hat, eine Musternachbarschaft zu realisieren. Sie können ihr jetzt schon beitreten. Als erstes haben wir einen Vorschlag für das Kasernenareal lanciert. Es liegen hier Flugblätter auf.

Ich weise auf die Broschüre *Nachbarschaften entwickeln!* hin, die Sie für 5.- erwerben können. Darin erfahren Sie noch mehr zu multifunktionalen Nachbarschaften. Ebenfalls enthält sie eine nützliche Bibliographie.

Schliesslich gibt es in Zürich nun eine Allianz namens DANACH.info, mitinitiiert von Neustart Schweiz, ebenfalls mit web-site, die weitere Veranstaltungen zum Thema des Lebens nach dem Wachstumszwang durchführen wird.

Ich möchte Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit und dafür, dass Sie an den richtigen Stellen gelacht haben, danken.

Literaturhinweise:

Huber, Andreas, Neues Wohnen in der zweiten Lebenshälfte, Birkhäuser, 2008
 Neustart Schweiz, Nachbarschaften entwickeln! 2011
 P.M. Kartoffeln und Computer, Nautilus, 2012
 Zolli, Andrew, resilience, 2012